

*Mögen hundert Andre um sie sein,  
Jene Zeit im Norden  
Schließt die beiden wie eine Glocke ein.  
Und wenn sie die Hand sich zum Abschied geben,  
Wissen sie: über Trennung und Zeit  
Steht über ihrem Leben –  
Und über jenen, die noch  
Weit verstreut einer vom andern  
Ferne nun wandern, –  
Oft vergessen und unvergeßlich doch,  
Ihres Flüchtlingslagers große Gemeinsamkeit, – –  
Und wäre sie hundert Male Vergangenheit!<sup>27</sup>*

Diese Verbundenheit mit ihren Landsleuten und Schicksalsgenossen hat besonders in den ersten Nachkriegsjahren für Agnes Miegel eine besondere Bedeutung, als die offizielle Literaturkritik sie totschießt und die Presse sie gnadenlos verurteilt und diffamiert. Den Ihren aber bleibt sie geliebter, von vielen aufgesuchter Mittelpunkt, guter Geist und tief verehrte „Mutter Ostpreußen“. Wie Agnes Miegel jedoch weder damals noch in dieser veränderten Zeit je politische Wirkungsabsichten hatte, sondern Leben und Schicksal stets von einer allgemein menschlichen Seite betrachtete, unter einem zeitlosen Aspekt, der Krieg und Schrecken eher ins Archetypische übersetzt, so gibt sie auch jetzt keine dezidierte öffentliche Stellungnahme zu ihrem tragischen Irrtum ab. Schweigend und in Würde trägt sie den Sturz ihres Ruhmes von den ersten Rängen in der deutschen Gegenwartsdichtung bis zur Beschimpfung. Nur einmal meldet sie sich mit bekenntnishaften Versen zu Wort, als sie den Spruch für den Ostdeutschland-Gedenkturm in Schloß Burg an der Wupper verfaßt:

*Du hast in Krieg und Schrecken  
mich wunderbar bewahrt,  
Gabst Kraft dem müden Herzen  
auf später Wanderfahrt,  
Gabst Zuflucht im vertrauten,  
im herben Wind vom Meer,  
Führtest zu deutschem Lande\*  
mich gnädig wieder her,  
Gabst Dach und Brot, gabst Treue  
die niemals mich verlassen,  
Lehrtest mich täglich neue  
nichts als den Haß zu hassen!<sup>28</sup>*

<sup>27</sup> Wie Anm. 8, S. 17–19.

<sup>28</sup> Miegel, Agnes: Gesammelte Werke, Bd. 1: Gesammelte Gedichte. Köln 1952, S. 195.

Ihre so umfassende humanitäre Einstellung, hier einmal in gültige Worte gefaßt, war ein Wesensmerkmal der eigentlich immer unpolitischen großen Dichterin, die in ihren letzten Lebensjahren schließlich doch wieder ihre Rehabilitierung erfahren durfte und nochmals bedeutende Auszeichnungen und Ehrungen empfing, so 1959 den Literaturpreis der Bayerischen Akademie der Schönen Künste.

Am 26. Oktober 1964 endete ihr Lebensweg im Alter von 85 Jahren. Die Gemeinde Bad Nenndorf bestattete ihre Ehrenbürgerin in einem Ehrengrab auf dem Bergfriedhof von Bad Nenndorf. Ihre letzte Wohnung ist heute ein vielbesuchtes Museum und eine Gedenkstätte, die von der 1969 gegründeten Agnes-Miegel-Gesellschaft betreut wird. Unvergessen bleibt Agnes Miegel nicht nur ihren Landsleuten, sondern auch unzähligen neuen Lesern, die über ihre zeitlosen dichterischen Werke zu ihr fanden und ihr einen bleibenden Platz in der Geschichte der deutschen Literatur sichern wollen.

## Hartmut Boockmann

\* Marienburg 22. August 1934, † Göttingen 15. Juni 1998

Hartmut Boockmann ist am 15. Juni 1998, nur zwei Monate nachdem eine schwere heimtückische Krankheit entdeckt worden war, überraschend schon im 64. Lebensjahr von uns gegangen. Die Historische Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung, der er seit 1965 angehörte, hat damit nicht nur ihren zweiten Vorsitzenden, sondern in erster Linie einen Kollegen verloren, der jahrzehntelang in unserer Mitte gestanden und mit Rat und Tat die Kommissionsarbeit mitgestaltet hat. Geboren wurde er am 22. August 1934 in Marienburg an der Nogat, denn an die dortige Sparkasse hatte der Berufsweg seinen aus Niederschlesien stammenden Vater geführt. Der Anblick der seit Jahrzehnten von Konrad Steinbrecht und zuletzt von Bernhard Schmid restaurierten einstigen Hochmeisterresidenz muß den Jungen sehr beeindruckt haben, denn sein späteres Arbeiten stand offenbar stark auch unter diesem Einfluß. Noch während des Krieges übernahm sein Vater die Leitung der Sparkasse in Strasburg an der Drewenz, wo eine weniger eindrucksvolle Deutschordens-Burgruine steht. 1944 floh Familie Boockmann mit dem zehnjährigen Hartmut zu Verwandten nach Potsdam-Babelsberg. Dort machte er nach dem Besuch der Oberschule 1953 als Klassenbester das Abitur. Da ihm die DDR-Behörden ein Studium an der Humboldt-Universität Berlin verwehrten, begab er sich 1954 zum zweiten Mal auf die Flucht, zusammen mit Eltern und Geschwistern nach Stuttgart. Dort hat er zunächst eine Verlagsbuchhändlerlehre abgeschlossen, ehe er sich an der Universität Tübingen einschrieb, um Geschichte und Germanistik zu studieren.

Noch 1956 wechselte er nach Göttingen, das damals mit Heuß, Schramm, Heimpel, Kahler und Wittram in Geschichte erstklassig besetzt war. Hier wurde Hermann Heimpel sein eigentlicher Lehrer, zu dem er ein Leben lang im Vergleich zu den anderen Schülern ein besonderes Verhältnis pflegen konnte. In Heimpel lernte er den Fach-

historiker kennen, der gerade in jenen Jahren eine weit über das Fach hinausgehende öffentliche Wirksamkeit entfaltete. Boockmann wurde in die studentische Lebensgemeinschaft des „Historischen Colloquiums“ aufgenommen, wo er sich an der Selbstverwaltung beteiligte und wo Freundschaften auf Dauer entstanden, insbesondere mit Arnold Esch, dem heutigen Direktor des Deutschen Historischen Instituts in Rom. Bei Heimpel lernte Boockmann die intensive Interpretation historischer Quellen, die bis zuletzt für einen Großteil seiner Arbeiten kennzeichnend geblieben ist. Wie sein Lehrer wurde er ein Historiker des späten Mittelalters, insbesondere des 15. Jahrhunderts. Dabei fanden seine Forschungen ihren Schwerpunkt in der gelehrten Welt, in der Heimpel seit seiner Edition der Konstanzer Konzilsakten zu Hause gewesen war. Der Umstand, daß seit 1953 die wertvollsten Bestände des Preußischen Staatsarchivs Königsberg, insbesondere die der Deutschordenszeit, in Göttingen verwahrt wurden, lenkten den Blick des gebürtigen Marienburgers auf diese bedeutenden Quellen, wobei die Bearbeiter der Berichte der Generalprokuratoren des Deutschen Ordens an der Kurie, Kurt Forstreuter und Hans Koeppen, wichtige außerakademische Gesprächspartner wurden. So entstand 1961 seine Dissertation „Laurentius Blumenau. Fürstlicher Rat – Jurist – Humanist (ca. 1415–1484)“, die 1965 in den „Göttinger Bausteinen“ erschienen ist. Zwei Teile des Textes eines unbekannten Ordensgebietigers, deren Zusammengehörigkeit wegen getrennter Überlieferung bis dahin nicht gesehen worden war, machten es möglich, daß er sich 1965, als er in die Kommission aufgenommen wurde, auf der Jahrestagung „Zu den politischen Zielen des Deutschen Ordens in seiner Auseinandersetzung mit den preußischen Ständen“ konkreter äußern konnte.

Selbst das Thema seiner 1973/74 vorgelegten Habilitationsschrift, „Johannes Falkenberg, der Deutsche Orden und die polnische Politik“ (gedruckt Göttingen 1975), nahm seinen Ausgang von einem Quellenfund, nämlich der Wiederentdeckung der antipolnischen Kampfschrift „Satira“ des Dominikaners Falkenberg. Methodisches Anliegen der Arbeit war es, das Verhalten der beiden Parteien auf dem Konstanzer Konzil nicht mehr unter dem Blickwinkel des deutsch-polnischen Nationalitätenkonflikts des 19./20. Jahrhunderts zu sehen, sondern aus den Voraussetzungen ihrer Zeit darzulegen und verständlich zu machen. Hierüber wurde in der Kommission heftig diskutiert, Exponent der Gegenposition war Erich Weise (†1972), der mit dem kanonischen Recht zu argumentieren versuchte. Boockmann machte deutlich, daß es nicht darum gehen könne, einen Streit nachträglich gewinnen zu wollen, den schon das 15. Jahrhundert nicht hatte entscheiden können. Auf dem Wege hierhin hat er wertvolle Untersuchungen veröffentlicht, um die Ausgangslage und Möglichkeiten des Ordens ohne eigene Universität zu verdeutlichen. Hervorzuheben sind sein umfangreicher Beitrag „Die Rechtsstudenten des Deutschen Ordens“ in der Heimpel-Festschrift (1972) sowie die kartographische Darstellung von Herkunft und Studienorten der preußischen Studenten bis 1525 im Historisch-geographischen Atlas des Preußenlandes (Lf. 3, 1973).

Bei Heimpel hatte Boockmann auch das Bewußtsein gelernt, daß der Mittelalterhistoriker weit mehr als der Neu- oder gar Zeithistoriker es mit einem Gegenstand zu tun hat, der nur durch die dazwischen liegenden Jahrhunderte vermittelt wird. Das

wird am handgreiflichsten bei den materiellen Überresten, zu denen auch die Architektur zählt. Das führte dazu, daß der noch junge Akademische Rat der 60er Jahre sich der Restaurierungsgeschichte der Marienburg im 19. Jahrhundert zuwandte. Am Beispiel der Marienburg hat er gezeigt, wie die Denkmalpflege jener Zeit von den sich wandelnden politischen Vorstellungen ihrer Auftraggeber abhängig war. Auch hiermit wurde die Diskussion in der Kommission heftig angeregt, wie das gegenüber der Boockmannschen Fragestellung von Walther Hubatsch als einem Angehörigen der älteren Generation geäußerte Unverständnis zeigte. Bedeutenden Untersuchungen in Aufsatzform folgte für ein breiteres Publikum eine reich bebilderte Zusammenfassung in Buchform (Die Marienburg im 19. Jahrhundert. Frankfurt a.M. u.a. 1982, <sup>2</sup>1992). Die mit der Vermittlung des Mittelalters zusammenhängenden allgemeinen Probleme hat er später in einem eigenen Büchlein behandelt und anschaulich zu machen versucht (Die Gegenwart des Mittelalters. München 1988).

Die Forschungen über die Marienburgrestaurierung haben zweierlei bewirkt. Zum einen reiste er 1966 erstmalig nach Danzig und Marienburg, um die Bestände des Schloßarchivs zu benutzen, das Bauwerk selbst aufzusuchen und mit polnischen Historikern und Denkmalpflegern Verbindung aufzunehmen. Parallel zu seinen Bemühungen in der Habilitationsschrift suchte er mit der polnischen Wissenschaft zu einem unvoreingenommenen Gedankenaustausch zu kommen, was damals noch schwer war. Den materiellen Verlust der westpreußischen Heimat mit der Marienburg hatte er schon früh hingenommen. Umso stärker und nachhaltiger hielt er an dem geistigen Besitz fest, wie noch zu zeigen sein wird. Seine Gesprächsbereitschaft führte dazu, daß er von deutscher Seite an den deutsch-polnischen Schulbuchgesprächen beteiligt wurde, als der Deutsche Orden als besonders schwieriges Einzelthema diskutiert werden sollte – zuerst 1973 mit Gotthold Rhode und 1974 mit einer Mehrzahl von Kollegen unserer Kommission. Sein in Polen zunehmendes Ansehen führte später dazu, daß seine großen Werke von den polnischen Kollegen ausführlich besprochen und sogar in größerer Runde diskutiert wurden. Er konnte der polnischen Wissenschaft zuhören, ohne in begründeten Fällen ihren Ansichten zu folgen.

Zum anderen veranlaßte ihn die Beschäftigung mit der Marienburg, seine anschauliche Interpretation schriftlicher Quellen auf bildliche Quellen zu übertragen. Das führte ihn zur Kunstgeschichte, zum Ausstellungs- und zum Museumswesen. Daher sind viele seiner Veröffentlichungen nicht einfach mit ‚Bildchen‘ illustriert, sondern mit möglichst zeitgenössischen Abbildungen ausgestattet, die ausführlich erläutert werden, weil er von der Erkenntnis ausging, daß sich diese einem heutigen Betrachter oft nicht einfach nur durch Anschauung erschließen. Einer Ikonographie des Deutschen Ordens waren bisher einige kleinere Arbeiten gewidmet. Für dieses wegen des bekannten Mangels an Quellen spröde Thema wäre von Boockmann dennoch mehr zu erwarten gewesen. Einzigartig ist, wie er das städtische Leben des Spätmittelalters vom Bild her thematisch geordnet in einem großen Band anschaulich gemacht hat (Die Stadt im späten Mittelalter. München 1986, <sup>3</sup>1994). Schon früh hat er sich in großen Rezensionen mit den Konzeptionen bedeutender überregionaler Ausstellungen wie über Karl IV. und die Parler (beide 1978) und Preußen (1981) kritisch auseinander-

gesetzt. Insbesondere hatte er ein Auge dafür, ob der deutsche Osten angemessen berücksichtigt wurde. So konnte er in der Rezension einer Arbeit über norddeutsche Backsteingotik in der in solchen Fällen ihm eigenen bissigen Sprache mit der Überschrift „Wissenschaftliche Annexionen?“ kritisieren, daß die Darstellung an der Oder-Neiße-Linie abbricht, wie es der Wissenschaftspolitik des Ostblocks vor 1990 entsprochen hat. Boockmanns Sachverstand wurde für die Neueinrichtung des Deutschen Historischen Museums im Berliner Zeughaus im Sachverständigenbeirat genutzt. Selber aktiv war er als Mitarbeiter und Mitgestalter der großen Nürnberger Deutschordensausstellung von 1990.

Hartmut Boockmann war seit 1962 mit der Historikerin Andrea geb. Johansen, einer Tochter des Hanse- und baltischen Historikers Paul Johansen, verheiratet, die ihn auch wissenschaftlich begleitet hat, obgleich sie in ihren Arbeiten andere Themen verfolgt. Seine akademische Laufbahn führte die Familie mit zwei Kindern schon ein Jahr nach der Habilitation, 1975, nach Kiel, wo er den Lehrstuhl von Karl Jordan übernahm. Sieben Jahre später, 1982, kehrte er nach Göttingen auf den Lehrstuhl von Reinhard Wenskus zurück. Nach der Wende von 1989/90 hat er an der Humboldt-Universität, an der zu studieren ihm seiner Zeit verwehrt worden war, von 1992–1995 bei der Neueinrichtung der Mediävistik geholfen, um auf diese Weise aus persönlicher Überzeugung seinen Beitrag zum ‚Aufbau Ost‘ zu leisten. Die akademische Lehrtätigkeit ließ ihn zu allgemeineren Darstellungen schreiten. Noch in der Kieler Zeit entstand sein Buch „Der Deutsche Orden. Zwölf Kapitel aus seiner Geschichte“ (München 1981, <sup>4</sup>1994). Mit diesem Buch, das schwerpunktmäßig Preußen behandelt, wollte sein Verfasser einem möglichen modischen Sachbuchautor zuvorkommen. Zwar konnte er einen solchen schließlich doch nicht verhindern, dennoch wurde das Boockmannsche Werk in seiner lockeren, allgemeinverständlichen Sprache trotz einiger Flüchtigkeitsfehler mit bisher vier Auflagen sowie Übersetzungen ins Litauische und Polnische ein großer Erfolg. Für die zehnbändige Deutsche Geschichte des Siedler Verlags Berlin übernahm er den Band „Stauferzeit und spätes Mittelalter. Deutschland 1125–1517“ (1987, <sup>3</sup>1994). Schließlich war er 1986/87 ein Jahr lang Stipendiat der Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft in München. Dies führte zu zwei Veröffentlichungen, zum einen zu dem Kolloquiumsband „Die Anfänge der ständischen Vertretungen in Preußen und seinen Nachbarländern“ (München 1992). Zum anderen diente das Jahr in seinem Fall noch nicht zum Abschluß, jedoch zur Grundlegung seines großen Werkes „Ostpreußen und Westpreußen“, das 1992 (<sup>3</sup>1996) als erster Band in der einst von Werner Conze konzipierten Reihe „Deutsche Geschichte im Osten Europas“ des Siedler Verlags erschienen ist.

Dieses Werk ist zwar erst nach der politischen Wende von 1989/90 veröffentlicht, aber weitgehend vorher erarbeitet worden. Es stellt sich die Frage, ob die Wende Folgen für die Geschichtsschreibung von Hartmut Boockmann gehabt hat. Diese Frage wirft er 1994 in der Vorbemerkung zur neuen Ausgabe seines Stauferzeit-Spätmittelalter-Bandes auf. Sicher im Gegensatz zu manchem Neuhistoriker stellt er fest, daß hinsichtlich der Teilung oder Einheit der Nation nur dann Geschichte umzuschreiben ist, wenn man vorher durch Ausblendung von Ereignissen bestimmte Verläufe als zwin-

gend angesehen hatte. Er mußte sein Geschichtsbild nicht wenden und also sein Buch nicht umschreiben. Bezeichnenderweise diskutiert er daher in der Vorbemerkung ausführlicher, inwieweit die Forschungsergebnisse des zwischenzeitlich erschienenen Bandes über „Ansätze und Diskontinuität deutscher Nationsbildung im Mittelalter“ (1989) ihn zu Textmodifikationen hätten veranlassen können. Viel stärker bewegte ihn jedoch die Frage, die sich in der Überschrift niederschlug, die einem noch vor der Wende (Mai 1989) von ihm geschriebenen Zeitungsartikel – „Deutsche Geschichte ist mehr als rhein-donauländische Heimatkunde“ – gegeben wurde. Für ihn war die Geschichte des Preußenlandes und Schlesiens ein unverzichtbarer Teil der deutschen Geschichte, auch wenn er den von dort vertriebenen Deutschen keinen ‚Alleinvertretungsanspruch‘ mehr zugestand. So begrüßte und förderte er den Erkenntniszuwachs durch den Gedankenaustausch mit den heutigen Bewohnern dieser Länder. Entschieden wandte er sich gegen die nach der Wende aufgekommene Bezeichnung „Ostdeutschland“ für das Gebiet der ehemaligen DDR, weil damit nur die letzten fünfzig Jahre, nicht aber die früheren Jahrhunderte berücksichtigt würden.

Boockmann ist nicht nur ein in Forschung und Lehre erfolgreicher Historiker gewesen, sondern war auch in der Wissenschaftsorganisation aktiv. Man kann sagen, daß er in Deutschland einer der führenden Historiker seiner Zeit war. Im Zuge eines Generationswechsels hat ihn Udo Arnold 1977 für die Arbeit im engeren Vorstand der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung gewinnen und 1979 seine Zuwahl zum Johann-Gottfried-Herder-Forschungsrat betreiben können. 1985 gehörte er zu den Gründungsmitgliedern der Internationalen Historischen Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens. Seinen geistigen Besitz des Preußenlandes konnte er überall dort einbringen, wo er sonst tätig geworden ist, etwa als tragendes Mitglied der Göttinger Akademie der Wissenschaften (seit 1987) oder als Mitherausgeber verbreiteter überregionaler Zeitschriften (Geschichte in Wissenschaft und Unterricht seit 1987, Göttingische Gelehrte Anzeigen und Zeitschrift für Kunstgeschichte seit 1988). Interdisziplinäre Arbeit hatte er gemäß der traditionellen Arbeitsweise landschaftlicher Historischer Kommissionen früh kennengelernt. Dies konnte er in der Akademie weiter anwenden, insbesondere in deren Kommission zur Erforschung der Kultur des Spätmittelalters. Die Ergebnisse liegen in vier Bänden vor, die er mit dem ihm persönlich nahestehenden Theologen Bernd Möller und Vertretern anderer Nachbardisziplinen herausgegeben hat. Von zahlreichen anderen Gremien kann hier nicht die Rede sein. Weniger glücklich verliefen bisher zwei Gemeinschaftswerke unserer Kommission, an denen er sich beteiligte oder beteiligen wollte. Als eines von diesen, das Quellen- und Arbeitsbuch zur mittelalterlichen Geschichte Preußens, nachdem er seinen eigenen Beitrag früh abgegeben hatte, sich mit seinen zahlreichen Mitarbeitern als allzu schwerfällig erwies, legte er ein ähnliches, die ganze mittelalterliche deutsche Geschichte abdeckendes Werk in kurzer Zeit im Alleingang vor (Das Mittelalter. Ein Lesebuch aus Texten und Zeugnissen des 6. bis 16. Jahrhunderts. München 1988, <sup>2</sup>1989). Wenn Boockmann in seinem Büchlein „Der Historiker Hermann Heimpel“ (Göttingen 1990) an seinem Lehrer rühmt, daß dieser nach seinem sechzigsten Geburtstag wieder zur konkreten Quellenarbeit an den Einzelheiten zurückge-



funden und bekanntlich noch Bedeutendes veröffentlicht hat, so gilt für ihn selbst, daß er sich neben aller ‚allgemeinen‘ und wissenschaftsorganisatorischen Arbeit stets den Kontakt zu den Quellen bewahrt hat, wie in den letzten Jahren etwa seine Bemühungen um den spätmittelalterlichen Alltag in dem Buch „Fürsten, Bürger, Edelleute. Lebensbilder aus dem späten Mittelalter“ (München 1994) oder seine Arbeiten am Marienburger Treßlerbuch von 1399–1409 zeigen.

Die Kommission trauert um einen Kollegen und Freund, der ihr viel gegeben hat. Trotz seiner vielfältigen überregionalen und akademischen Belastungen und Verpflichtungen blieb er ständig ansprechbar. Seine freundliche und unkomplizierte Umgangsweise haben ihm das sicherlich erleichtert. Sein Darstellungsstil in Wort und Schrift wirkte in seiner Lebendigkeit oft mühelos, so daß leicht verdeckt wurde, welche Anstrengungen auch er zu bewältigen hatte. Ihm war es gegeben, dem Hörer oder Leser ohne umständliche Erklärungen die Andersartigkeit des mittelalterlichen Lebens im Vergleich zur Gegenwart deutlich zu machen. Es war daher keine Koketterie, sondern sehr berechtigt, wenn er an einer Stelle als einführenden Literaturhinweis nicht sein für den akademischen Lehrbetrieb gedachtes Buch „Einführung in die Geschichte des Mittelalters“ (München 1978, 1996), sondern seinen nicht gerade schmalen, jedoch auch für den Nichtfachmann verständlichen und anschaulichen Stauferzeit-Spätmittelalter-Band anführte. Im Grunde hatten alle seine darstellenden Veröffentlichungen in einem höheren Sinne Lehrbuchcharakter. Das kam auch der Vermittlung der mittelalterlichen preußischen und der Ordensgeschichte zugute. Nun wird auch unsere Kommission ohne ihn auskommen müssen, was schwer genug sein wird. In die Trauer mischt sich jedoch der Dank an den mit Abstand am meisten gelesenen Autor aus unseren Reihen für das von ihm hinterlassene Werk und für seine Treue zu unserer gemeinsamen Arbeit.

Bernhart Jähnig

## Buchbesprechungen

*Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft.* Hg. v. Peter Schöttler. Suhrkamp, Frankfurt am Main 1997, 344 S. – Götz Aly: *Macht – Geist – Wahn. Kontinuitäten deutschen Denkens.* Argon Verlag, Berlin 1997, 220 S.

Die beiden Bücher sollen an dieser Stelle genannt werden, weil in ihnen von der Königsberger Geschichtswissenschaft von 1933 bis 1945, und zwar insbesondere von Hans Rothfels, Theodor Schieder und Werner Conze die Rede ist. Beide Autoren wollen entschieden zu den geistigen Helfern des Nationalsozialismus nicht nur Ärzte und Naturwissenschaftler zählen, sondern auch Geisteswissenschaftler, also auch Historiker. Wer die Geschichtswissenschaft ernst nimmt, wird dem nicht widersprechen wollen – so schwierig die Frage der Verantwortlichkeit im einzelnen auch zu klären ist und so schwer es hier vollends fällt zu urteilen. Aly wie Schöttler meinen, die Geschichtswissenschaft habe hier einiges versäumt. „Wer den ungeschriebenen Codex des Schweigens bricht, holt sich die akademischen Feldwebel an den Hals“, schreibt Aly (S. 154). Ähnlich liest man es bei Schöttler (S. 12f.). So richtig das geistreiche Urteil über das bekannte einschlägige Buch von Heiber scheint (S. 13), so problematisch ist Schöttlers generelles Urteil in dieser Sache. Man darf daran zweifeln, daß die Bezeichnung von Geschichte als Legitimationswissenschaft

„immer noch ein bißchen provokativ“ (S. 7) sei. Sie ist doch wohl selbstverständlich. Und es stört auch, wenn Schöttler wie Aly bei ihrer Meinung über das Schweigen der Historiker über die neuere Geschichte der Geschichtswissenschaft, das sich nicht zuletzt daraus nährt, daß einschlägige Arbeiten nicht zur Kenntnis genommen werden, darauf stützen, daß die Verfasser Autoren, die sie denn doch nennen, wie zum Beispiel Karl Ferdinand Werner oder Winfried Schulze, Mut für ihr vermeintlich gegen den Zunftgeist verstoßendes Vorgehen zubilligen (Schöttler S. 13, Aly S. 220). Vielleicht aber braucht derjenige Mut, der Schöttler oder Aly widerspricht. Er muß ja nun befürchten, seinerseits zum akademischen Feldwebel ernannt zu werden. Warum nicht wenigstens zum Offizier? Oder wäre das schlimmer? Man sieht nicht recht, wie Aly seine Polemik abstuft. Wer Schöttler widerspricht, dem droht dagegen das Etikett Apologie (S. 21), oder er sieht sich gar ins „rechtsradikale Milieu“ (S. 20) versetzt. Man sieht nicht, woran Schöttler hier denkt, doch scheint dem Rezensenten zweifelhaft, ob man im „rechtsradikalen Milieu“ so subtil argumentiert, daß dort mit Steinbach vom umgestülpten Nationalismus gesprochen würde.

In dem von Schöttler herausgegebenen Band ist für diese Zeitschrift vor allem der Beitrag von Ingo Haar über „revisionistische“ Historiker und Jugendbewegung: Das Königsberger Beispiel“ einschlägig. Es geht hier um eine Gruppierung der Jugendbewegung, nämlich um die „Deutsch-Akademische Gildenschaft“, und andererseits um die Bedeutung, die diese Gruppierung insbesondere für Theodor Schieder und Hans Rothfels gehabt hat. Der Beitrag enthält materiell nicht wenig Neues. Man sollte ihn zusammen mit dem von Haar und Schöttler nicht benutzten Aufsatz von Wolfgang Neugebauer über Hans Rothfels im Jahrbuch der Albertus-Universität 29 (1995) lesen. Auch mein eigener Beitrag in diesem Band über die Königsberger Historiker von 1918 bis 1945 könnte hier nützlich sein – vielleicht auch als Hintergrund dessen, was Aly (S. 153–183) über „willige Historiker“ schreibt. Hier geht es – wie schon in einer früheren Veröffentlichung des Verfassers – vor allem um Schieder und Conze. Die Anlehnung des Titels an den des bekannten Buches von Goldhagen sollte nicht zu falschen Schlüssen verleiten. Aly ist hier wie auch sonst, zum Beispiel im Zusammenhang des sogenannten Historikerstreits, um ein unabhängiges Urteil bemüht. Der Journalist, als den er sich wiederholt ausdrücklich bezeichnet, gibt sich nicht nur in seinen erfolgreichen Recherchen zu erkennen, sondern auch in der Sprache sowie ferner in der Gabe, Texte zu fingieren. Die Fiktion einer gängigen Exkulpation (S. 183) scheint vorzüglich gelungen. Weniger gern liest man, daß die Polemik gelegentlich in einer Art von Leerlauf vonstatten geht. Wenn Aly nichts Substantielles gegen von ihm untersuchte Autoren einzuwenden hat, dann spricht er nicht davon, daß diese etwas schreiben, sondern er läßt sie fabulieren (S. 175). Ein Beispiel für Alys Recherchen ist der Beitrag über Theodor Oberländer (S. 199ff.), aus dem man auch Neues über die Instrumentalisierung des „Antifaschismus“ in der DDR erfährt. Wie man von Aly lernt, war der daran beteiligte Historiker Rudolf Goguel zugleich für den DDR-Geheimdienst tätig (S. 110). Man sollte also diesen Autor nicht so umstandslos als Wahrheitszeugen benutzen, wie das zum Beispiel Schöttler (S. 27) tut.

Aly spricht (S. 165) von dem „Königsberger Milieu strukturgeschichtlich orientierter Ostforschung“. Damit ist indirekt die Frage nach der Modernität jener „Ostforschung“ berührt, die in den letzten Jahren verschiedentlich hervorgehoben und in den größeren Zusammenhang einer partiellen Modernität des nationalsozialistischen Regimes insgesamt gestellt worden ist. Schöttler weist solche Zuordnungen geradezu gekränkt zurück. Berührungen vollends der damaligen deutschen Geschichtsforschung mit der der Annales darf es noch weniger geben (S. 29). Die Ursache der Erregung liegt offensichtlich darin, daß für Schöttler Modernität etwas Gutes ist und die Herausarbeitung einer partiellen Modernität von Wissenschaft während der nationalsozialistischen Zeit unvermeidlich Entschuldigungscharakter erhält.

Vielleicht hängt die Erregung aber auch damit zusammen, daß die Geschichtsschreibung, die Schöttler praktiziert, in die Nähe eines Gerichtsverfahrens gerät. Die Rolle eines Untersuchungsrichters schreibt er sich selbst zu (S. 21), doch das scheint ein wenig untertrieben. Als Ankläger und Richter ist er jedenfalls gleichzeitig tätig, und wer nicht seiner Meinung ist, dem billigt er nicht einmal die Position des Verteidigers zu. Diese gilt ihm offensichtlich als illegitim. „Historiker sollten weder denunzieren noch verurteilen“ (S. 21): Dem wird man zustimmen. Aber ein